

Ich mußte doch mal feststellen, ob die Welt wirklich rund ist

Ein Gespräch mit Lothar Keck

Heinz Schilling: Ich komme gern ins Gespräch mit interessanten Menschen die mit dieser Region Rhein–Main irgendetwas zu tun haben. Und aus meiner Sicht sind Sie jemand, der lange Zeit hindurch dieser Region eine ganz besondere Sichtweise gewidmet hat, professionell als Geometer. Und der dann speziell dem Landkreis Offenbach mit einer traditionellen künstlerischen Technik etwas Seltenes gegeben hat.

Lothar Keck: In unserem Beruf ist bald nur noch die Zahl der Herr aller Dinge. Das ist fürchterlich. Früher die Sachen, die da vermessen worden sind, die sind alle von Menschenhand vermessen worden. Und jetzt machen sie sogar Satellitengeodäsie. Sie bestimmen ihren Standpunkt hier, indem sie irgendwelche Satelliten anpeilen, und sie können ihre Position auf ein paar Zentimeter genau bestimmen. Das gab's früher nicht. Wir sind jetzt in der Gewalt der Maschine, die hat jetzt den Menschen schon in Gewalt. Ich habe mir jetzt die Gedächtnisausstellung „400 Jahre Merian“ in Frankfurt betrachtet, und da habe ich gesehen, was der Merian durch seine Bilder uns für ein Wissen übermittelt hat. Wie haben unsere Heimatstädte ausgesehen? Aber er hat halt nur große Sachen gemacht, die sich auch bezahlt machten. Denn es ist unglaublich was der Mann geschaffen und geschafft hat in einer Zeit, wo wir immer dachten, es war der traurige, alles überziehende 30jährige Krieg, 1618 bis 1648. Merian hat in Frankfurt 1623 [das Verlagshaus übernommen]. Es ist unglaublich was der Mann für eine Schaffenskraft hatte. Und nur durch seine Zeichnungen wissen wir heute soviel über die Vergangenheit. Wir könnten uns viele Ausgrabungen archäologischer, anthropologischer Art sparen, hätt's früher Leute gegeben, die das Umfeld so dargestellt hätten, wie es der Merian gemacht hat.

S: Merian war „live“ dabei, er dokumentierte, was er vor sich sah. Er hat, ausgebildet als Kupferstecher, die Aufnahme seiner Zeit gemacht – Stadtansichten und Stadtpläne. Aber Sie rekonstruieren aus Unterlagen, aus Katasterunterlagen beispielsweise, das „Bild der Stadt“, das Bild eines Dorfs. Vielleicht schildern Sie mal kurz Ihr Verfahren.

K: Das war so: Die Grundlagenvermessung hat Merian ja gar nicht gehabt. Merian hat sogar die Stadt Frankfurt erst vermessen, um die Grundlagen zu haben. Um solche guten perspektivischen Darstellungen zu machen, braucht man ja eine genaue Grundlage, und diese Grundlagenpläne hat Merian selbst vermessen. Ob er auf Werke anderer Geometer zurückgreifen konnte? In Hessen heißen sie ja Scheometer, und die internationale Vereinigung heißt auch “Fédération internationale des géomètres experts“. In Hessen lachen sie wenn man sagt, die Scheometer kommen, und international sind’s die Scheomètres... [Merian] hat auf wenig exakten Grundlagen aufbauen können und hat ein solch umfangreiches Werk vollbracht, daß er 28 Bände – hier ist ein Teil davon, die Nachdrucke – von ganz Europa hat machen können. Und das in einer historisch so bewegten Zeit. Merian mußte also erst einmal aufnehmen, er kann ja nicht mit seiner Kupferplatte draußen laufen, der muß des erst auf Papier aufnehmen und dann im richtigen Maßstab hinbringen, und von dieser seiner Skizze hat er dann auf Papier übertragen und dann eben in Kupfer gestochen. Seitenverkehrt, damit es beim Druck richtig wird.

S: Er hat erst mal einen Grundriß hergestellt um darauf dann seine Veduten und seine Ansichten zu bringen. Jetzt blicke ich hier auf diese Platte, eine Ihrer Kupferplatten, und es erinnert vielleicht ein bißchen an Merian, das Material, wenn es auch ein Bild ganz anderer Art ist.

K: Perspektivische Darstellungen können ja nur so hergestellt werden. Die Perspektive kann entweder eine isometrische sein, daß der Grundriß in der Ebene genau erhalten bleibt, oder eine Schrägperspektive, das heißt: der Grundriß wird verkürzt. Um die richtigen Proportionen zu haben, muß der Grundriß erst mal da sein.

S: Es gibt das alte Wort Landvermesser.

K: Ich hieß, als ich anfing, Landmesserzögling, als ich nach dem Abitur

meine Zulassung zum Studium in Darmstadt bekam. Ich mußte erst vor dem Studium ein halbes Jahr auf so ein Amt und da war die Bezeichnung Landmesserzögling. Das war 1933. Von 1929 bis 33 hatten sie keinen zugelassen in ganz „Darmhessen“ [Gebiet des ehemaligen Großherzogtums Hessen-Darmstadt], und 1933 sind dann wieder 6 Leutchen zugelassen worden, weil sich ja 2 Leute pro Jahr gar nicht rentiert hätten für eine Professur, daß der die Kerlchen da jeden Jahrgang eigens unterrichtet hätte. Im Volksstaat Hessen haben nur Hessen studiert, vielleicht ein paar noch aus Mecklenburg, wo sie keine Technische Hochschule hatten. Die haben das Vermessungswesen hier studiert. Ich hatte ein Jahr vorher schon Abitur gemacht, und habe dann erst mal praktiziert als Maurer auf der Baustelle, habe ein Semester Bauingenieurwesen studiert, dann erst bekam ich die Zulassung für Darmstadt.

S: Wollten Sie das immer schon werden, gab es da einen Punkt wo Sie sagten: Ja, das isses!

K: Das ist der Einfluß meines Großvaters. Der war Maurermeister und Bauunternehmer, war mit neun Jahren Halbweise geworden, der Vater war gestorben in Oberrodten, da sind viele Keck, auch in Zellhausen. Er hat Maurer dann gelernt, er hat mit seiner älteren Schwester dann die kleine Bauernklitsche in Oberrodten in der Hintergasse geerbt, und die zweite Schwester war in Heusenstamm verheiratet, und dann ist er mit seiner Mutter und er, der Halbweise, nach Heusenstamm gekommen. Weil da schon eine bessere Lernmöglichkeit für junge Burschen war, das war 1870 so etwa, 1864 oder was ist er geboren. Und da hat er Maurer gelernt und hat sich dann mit frühen Jahren selbständig gemacht und hat sich von Heusenstamm abgesetzt und ist nach Offebach gezogen. Hier mußte ja gebaut werden, es gab keine gemeinnützigen Baugesellschaften, die Wohnungen für die unbedingt gebrauchten Arbeitskräfte hier gebaut haben, es waren alles Bauunternehmer, die auf eigene Kapp das unternommen haben. Die mußten sich dann auch finanzieren lassen. 1888 hat der Großvater in Offenbach angefangen. Und er hat ein Heusenstämmer Mädchen geheiratet, die den üblichen Namen von Heusenstamm hatte: Augenthaler. Die hatte einen Onkel, der ein Baugeschäft hatte. Das war die Firma Augenthaler, die die

Marienkirche hier in Offenbach gebaut haben, da dran ist er pleite gegangen. Irgendwie hat ihn das vielleicht dazu gebracht, Maurer zu werden. Das war ein Beruf, in dem man sich leicht selbständig machen konnte. Und da er ein Habenicht war, ist ja von Oberrodem nach Heusenstamm gezogen zu einer Zeit, als man um Ortsbürger zu werden man noch bezahlen mußte, und hat den Biß gehabt, sich selbstständig zu machen. Aber sein Schwiegervater hat ihn nicht unterstützen können, er hat auch viele Kinder gehabt, er konnte ja nicht nur den einen unterstützen; paar Mädchen und paar Buben. Und der Großvater hat das aber durchgebisse [ohne Hilfe] und hat hier in Offenbach angefangen. Und als er sein erstes Haus gebaut hatte und sein zweites anfang, da hat er das erste dann mit Gewinn verkauft und dann ist er zu seinem Schwiegervater gegangen und hat gesagt: Siehste, das hab ich dran verdient und Du hast mir net geholfen.

Das hat den Willen gestärkt, jetzt erst recht! Wie's damals so üblich war: Die Bauunternehmer bauten ein Haus, verkauften's und das war ihr Verdienst dann. Davon haben sie gelebt. Wenn er gut gebaut hatte, dann hatte er was übrig gehabt, dann konnte er mehr kaufen, konnte er zwei Bauplätze kaufen, um zwei Häuser zu bauen.

S: Das ganze Unternehmen – ein Haus zu errichten – gehörte erst einmal ihm. Dann erst wurde es veräußert, es gab keine Bauherren in unserem heutigen Sinn, das ganze Risiko war also bei dem Maurer-Unternehmer.

K: Ja. Und da haben sie eben Bankleute gebraucht, die ihnen die Kredite gaben, bis die Häuser beleihungsreif waren. ... Das war mein Großvater. Mathematik war meine Stärke. Sport war meine Stärke – das Klettern auf Kirchtürme, höhere Punkte, das hat mir alles gelegen. Und das Zeichnen. Mathematik fürs Berechnen, Zeichnen für die Pläne und Sport fürn Außendienst. Über die Gräben zu huppen ins Nachbargrundstück, um einen Stein aufzusuchen. Und der Opa hat dann gesagt: du wirst Geometer! Das war ganz nach meinen Fähigkeiten. Ich hätte nicht Arzt werden können. Oder Jurist. In der Mathematik gibt es nur einen Weg von der Vorgabe bis zur Lösung. Eindeutig. Und das war meine Stärke. Ich konnte nie einen Phantasieaufsatz schreiben.

eine andere Seite von dem Bild, das können Sie als Zeichner überhaupt nicht ansteuern oder planen.

K: Weil mir das ja unbekannt ist. Ich kenne das [die räumliche Situation] nur aus Akten.

S: Aber Sie rekonstruieren etwas damit und ich denke: Sie erwecken auch was zum Leben, obwohl Sie es vielleicht gar nicht so denken, daß das Bild lebt.

K: Doch. Deshalb habe ich ja auch die Eigentümer alle namentlich verzeichnet. In den ersten Bildern waren die Eigentümer nicht drauf, nur die Parzellennummern. Eine Vermessung hat ja mehrere Jahre gedauert, erst danach war sie rechtskräftig, und erst dann waren auch die Eigentümer benennbar. Und so bringe ich die damals lebenden Personen [als Namen] in das Bild hinein.

In der FAZ hat ein Schriftsteller einen Spaziergang durch Frankfurt sehr ausführlich beschrieben. Und den konnte er nur durch den Delkeskamp-Plan machen, anhand des Delkeskamp-Plans gewußt, wo er überall gewesen ist.

S: Man kann auch heute noch versuchen, nach diesem Delkeskamp-Plan, ich glaube von 1864, durch Frankfurt zu gehen. Der ist so exakt, daß man ihn heute noch in der Phantasie „durchwandern“ kann. Vielleicht ist das so ähnlich mit Ihren Ortsansichten aus Stadt und Kreis Offenbach – Sie aktivieren ja auch die Phantasie der Bildbetrachter.

K: Ich hab ja drei Viertel vom Landkreis gemacht. Nach der ersten exakten Vermessung habe ich alles aus dem Staub wieder aufleben lassen und hab dies hier gezeichnet. Es ist nur ein oder zwei Prozent der Bevölkerung, die an diesen Sachen interessiert sind. Die annern sage all, was interessiert mich der alte Kram. Und von diesen zwei Prozent sind wieder nur zwei Prozent auch bereit, hierfür etwas zu opfern. Die sagen, wenn sich einer schon die Mühe macht, dann kauf ich auch sowas. Wenn Sie ein Werk schreiben über irgendeine Ortschaft oder Bevölkerung, dann werden Sie sehen, die meisten sagen interessiert mich net, und von denen die es interessiert die sagen, ist ganz interessant, aber daß ich mir das Buch kauf?

S: Ortschroniken haben aber offenbar Konjunktur. Nachdem es beispielsweise Zellhausen im Kreis Offenbach eigenständig nicht mehr gab, nahm das Heimatbewußtsein plötzlich zu.

K: Das ist in den letzten zwanzig Jahren sehr gestiegen und vor allem durch die Zugereisten, die wissen wollten: Wie war das überhaupt früher? Hier ist die Lücke. Beispiel Hainstadt: Eine Frau Kern hat beim Schwab den Stich von Hainstadt gesehen und hat gesacht: den will ich haben! Dann ist sie hierher gekommen. Die hat hier davor gestanne: „Oh, ich hab drei Urugroßeltern entdeckt, ich weiß jetzt genau aus welchen Hofreiten die stammen. Hier ist es schwarz auf weiß, was ich getrost nach Hause tragen kann.“ Aber solche, die es genau nutzen, die danach Ahnenforschung betreiben, gibts nicht sehr viele. Insbesondere, wenns auch etwas kostet. Sie üben Ihren Beruf aus, irgendwie wird es honoriert von der Stelle, weil es ihnen wertvoll ist.

S: Vom Staat.

K: Wieviele kaufen Ihre Sachen, Ihre Abhandlungen? Es sind an sich doch wenige.

S: Ein Spezialpublikum, ja.

K: Ich kenne einen Bankdirektor aus dem Kreis Offenbach. Da war im Rathaus Offenbach so eine Kartenausstellung, da. Hab ich ihn gesehen, da hat er davor gestanden, das hat ihn interessiert. In der Merianausstellung hab ich auch so einen gesehen. Aber die meisten interessiert das nicht. Es reißt die große Masse nicht hoch, weils doch trocken ist.

S: Ja, aber wenn es wieder so etwas gibt wie eine Aufwertung von Heimatkunde, und ein Lehrer sich entschließt, auf sein Rathaus zu gehen und zu sagen: Habt ihr nicht so eine von diesen Keckschen Tafeln da, kann ich das mal für den Unterricht haben? Der stellt sich dann mit seinen Kindern vor die Tafel und fängt an: So, wo wohnt Ihr denn jetzt? Ich denke, dann geht das auch anders. Es ist die Frage, wie man es den Kindern vermittelt.

K: Aber wie viele dieser Lehrer würden es machen? Sehr wenig. Es ist halt sehr vielschichtig, die menschliche Intelligenz. Manche nur sind durchaus von irgendetwas begeistert.

S: Gehen wir doch an ein Beispiel ran. Also, ich kann mir vorstellen, Sie haben Katasterunterlagen, aber wie kommt es von einem katastermäßig erstellten Plan zu dem, was wir dann vor uns sehen? Handelt es sich um eine sogenannte Straßenabwicklung aus der Vogelschau?

K: Mein Ausgangspunkt ist schon die Fläche.

S: Und wie kommen Sie zur Hausform?

K: In den Erstvermessungen wurde die Ortslage im Maßstab 1:500 vermessen, d.h.zehn Meter sind zwei Zentimeter. Die sind alle exakt vermessen und flächengefärbt je nach Nutzungsart. Ist es ein Wohnhaus, dann ist es karminrot, sind es Wirtschaftsgebäude, Stall, Schuppen, sind sie in ocker dargestellt. Da weiß ich also schon, die Hofreite sieht so aus, mit so und soviel Ecken, da steht hier ein Haus und da eine Scheune undsoweiter. Jetzt habe ich den Grundriß, das was sich der Merian selbst schaffen mußte.

S: Wie „wächst“ das aus der Fläche „hoch“ ins Dreidimensionale, wie passiert das?

K: Jetzt gabs noch eine andere Stelle in Darmstadt, die ein Monopol hatte, die Brandversicherungskammer. Die haben alle Häuser geschätzt, und in Büchern ist das festgehalten worden, die auf dem Katasteramt waren, die haben für die Brandversicherung die Bücher weitergeführt, da steht drin: Hofreite Wilhelm Müller, Wohnhaus zwei Geschosse, Schuppen; auch der Gebäudewert ist eingetragen.

S: Das also ist Ihre nächste Quelle.

K: Jetzt weiß ich nach der Farbe und dem Grundriß: das ist eine Scheune, was auf der Grenze stand.

S: Also topografische Lage, Nutzungsart, Abmessungen, Geschößzahl.

K: Die Dachform steht nicht drauf, aber es steht noch der Preis drin, zu welcher Summe die versichert waren.

S: Noch vor dem sogenannten Einheitswert von 1914?

K: Ja. Und diese Brandversicherungsbände sind immer fortgeführt worden. Nach 35 Jahren waren die Bücher fortgeführt durch soviel Striche, Ausstreichungen, Anbau, Neubau, daß die Bücher – meist nach

35 Jahren – wieder neu aufgestellt worden sind.

S: Brandversicherung ist also die zweite Stelle der Recherche?

K: Ja. Jetzt kann ich also schon die Form des Hauses bringen. Ist der Grundriß länglich, dann ist der Giebel natürlich nicht so gelaufen, quer, sondern er ist längs gelaufen, damit die Dachfläche nicht zu lang wird. Sonst hätten sie ja das viel höher bauen müssen. Und dann, als ich 1949 anfang, Obertshausen ist damals auch entstanden, da haben noch die meisten Häuser gestanden, die hundert Jahre früher gebaut worden waren, es ist ja nix abgerissen gewesen, es hat ja keine Bagger gegeben, daß die alles gleichgemacht haben.

S: Scheunen standen auf jeden Fall noch.

K: Und von der Fassade, da war meistens nur die Vorderfront kaputt, weil die am höchsten war, da ist der Regen am meisten dran geplatzt, und da war das Fachwerk kaputt, und da ist die Vorderwand massiv aufgebaut worden. Es ist damals viel mehr noch repariert worden, weil die Leute das selbst machen konnten, weil sie auch nicht so viel Geld hatten. Die Hälfte der Häuser hat noch gestanden. Wenn sie 1949, als ich angefangen habe, noch gestanden haben, dann haben sie auch wahrscheinlich vor dem ersten Weltkrieg schon so ausgesehen. Und dann habe ich mir viele Unterlagen besorgt, sofern welche vorhanden waren, Fotos oder Zeichnungen. Mußte natürlich alles in meine Perspektive bringen. Ich habe da oft Bilder bekommen: Des is mei Oma als kleines Mädchen, isse geknipst, so im lange Rock steht se vorm Haus, und hintendran sieht man die Fenster.

S: Sehen manchmal aus dem Fenster noch Leute raus?

K: So habe ich das rekonstruiert. Und habe auch Senioren in der Ortschaft gefragt. Mich kannten sie ja meistens, weil ich auch in den Ortschaften, wo ich viel vermessen habe angefangen habe, die Bilder zu machen. Viele Auskünfte von Leuten, die damals älter waren als ich, die mir gesagt haben: ja, das hat so ausgesehen.

S: Froschhausen war das erste Vogelschaubild, warum?

K: Das zweite war Obertshausen, weil ich dort viel vermessen hatte. Ich war zuerst mal auf dem Katasteramt hier tätig, das hängt damit

zusammen, da man ja ab 1914 keinen freischaffenden Vermessungsingenieur mehr zuließ, sondern alles unter die Knute bringen wollte, das war der Ministerialrat Dr. Heinrich Müller in Darmstadt, der nach dem Krieg das Vermessungswesen verstaatlichen wollte. Ich konnte nach dem Krieg also nur anfangen als Assessor, ich habe die Assessorenprüfung in Berlin gemacht 1941, es gab nichts anderes als Staat. Und im Jahr 1949 ist auf einmal ein Amerikaner von der Dekartellisierungsabteilung in Wiesbaden gekommen zum Häuptling der Vermesser, und hat gesagt: das Monopol der Vermessung durch den Staat müßt ihr aufgeben.

S: Um so etwas haben sich Siegermächte gekümmert?

K: Gott sei Dank. Ich war vorher schon, 1946 ,war ich schon in Wiesbaden im Landesvermessungamt beschäftigt. Dort sind auch die Karten hergestellt worden, dann ist auch die Triangulation gemacht worden. Ich wollte aber selbstständig werden, doch das ist abgelehnt worden. 1949, des is der Witz, war ein Stammtisch der Vermessungsleute in Frankfurt . Und da war ein Frankfurter Kollege, der brachte die Neuigkeit mit: Das Monopol der Staatsvermessung werde aufgegeben, der freischaffende Geometer wird wieder zugelassen, wie im gesamten westlichen Ausland. Ich habe das gehört, und am nächsten Tag war ich in Wiesbaden und habe um meine Entlassung aus dem Staatsdienst [Landesvermessungamt] gebeten. Und da habe ich mir gesagt, Keck, wie kommste jetzt an Aufträge ran, alle Kundschaft ist in Händen der Vermessungsbehörden, wie sind jetzt Leute zu bewegen, zu Dir zu kommen? Und da habe ich mir diese zwei Beine ausgedacht, auf die ich meine freie Berufstätigkeit stellen wollte, erstens die Schaffung von diesen Bildern, weil ich hier eine Lücke sah. Im ganzen Kreis Dunnerkeil [spöttisch-liebevolles Wort für den Kreis Offenbach] war überhaupt kein Bild da, net einmal von Offebach. Da war nur die Ansicht vom Merian vom Main, vom Schloß mehr nicht.

S: Da waren Sie 35 Jahre alt.

K: War verheirat, hat schon meine drei Kinner und hab meine Assessorentätigkeit aufgegeben. Das war das eine, weil ich nicht wußte, wie komme ich jetzt an Aufträge. Das zweite war dann die Konkurrenz zu meinem bisherigen Brötchengeber. Sie wissen, auch damals hat es

schon Seilschaften gegeben, die gut zusammengehalten haben, da sind die dann zum Bürgermeister gegangen und haben gesagt: Bürgermeister, Sie müssen uns die Aufträge geben, wir sind doch auch Behörde. Das ist doch eigentlich Amtshilfe. Aber – der Keck war schneller.

S: ... hat sich Aufträge an Land gezogen ...

K: ... muß ja leben, muß ja meine Familie ernähren. Und habe dann mein Büro aufgebaut. Da ich kriegsvesehrt war konnte ich nicht alles selbst machen. Um einen Theodolit oder ein Nivellierinstrument zu behandeln braucht man eigentlich zwei Hände, es geht mit einer Hand auch, aber es ist doch alles viel langsamer. Auch das Zeichnen ist bei mir langsamer, wenn ich hier ein großes Blatt Papier habe, dann muß ich immer Beschwerer hinlegen. Die sind alle freihand gezeichnet, das dauert bei mir doppelt so lang; wenn ich es mit dem Lineal machen würde wäre es viermal so lang. Weil ich dann das Lineal anlegen müßte, beschweren und dann den Strich ziehen. Aber mir ging die Arbeit immer gut von der Hand und ich hatte dann alsbald ein Büro mit 15 Leuten. Da habe ich nur vermese, vermese von Montags morgens bis Sonntag Nachmittag die Berechnungen. Und dann habe ich wieder allmählich angefangen. Das sollten meine zwei Standbeine sein, wobei das erste nur Leute angesprochen hätte die einen Sinn für solche Sachen haben. Während die Vermessung eine Zwangssache war für jeden, der bauen wollte. Das muß exakt sein, und das machen die Bauherren ja nicht von sich aus, sondern das wird gebraucht für die technisch richtige Durchführung und zur Darstellung für die Genehmigung bei den Behörden. Das war Muß. Und da kamen sie dann in Scharen.

S: Da waren Sie erfolgsmäßig auf der Spur Ihres Großvaters.

K: Jaja, ich habe in der ersten Zeit alle Pläne gemacht für die Ortschaften hier rund um Offenbach. Die keine großen Bauämter hatten, für die habe ich die Bauleitpläne gemacht, Bebauungspläne. Habe Umlegungen gemacht, die Straßen vermessen, die Parzellierung. Und alle Einzelaufträge.

S: Bauleitplanung auch, also nicht nur die Abmarkungen.

K: Abmarkungen waren nur eine technische Sache, während: bei der Bauleitplanung konnte man, so ein bißchen, die Phantasie gehen lassen: Wie würdest du das vernünftig, zweckmäßig einteilen.

S: Was war damals so das Ideal von „vernünftig“ in den 1950er, 60er Jahren?

K: Möglichst mit wenig Geld viel, viel zu machen. Da hatte ich noch meine Last mit den Bürgermeistern gehabt. Es bestand noch die alte Bauordnung von 1882 oder 88 in „Darmhessen“, die hessische Bauordnung. Da war die halboffene Bauweise üblich. Das Haus auf die Grenze und auf der anderen Seite eine Einfahrt. Die war zwei Meter vorgeschrieben damals. Und da gab es Bürgermeister: Wir haben hier ein Gelände, das sind 120 Meter, da können wir zehn Bauplätze draus machen. 10 Bauplätze à zwölf Meter. Da können sie neun Meter bauen plus drei Meter Einfahrt. Wir haben gesagt, wir müssen die Einfahrt ein bißchen größer machen, damit ein Auto reinfahren kann, nur zwei Meter waren in der Bauordnung vorgeschrieben. Da hatte ich Aufträge noch und noch. Da ist der Bürgermeister in Obertshausen zu mir gekommen: Keck, dahinne han mer so e paar Flüchtlinge, wir haben die in einem Gebiet, was der Gemeinde gehört und ganz weit weg ist, 500 Meter, denen haben wir Gelände gegeben. Und die Leute hatten ja den Mumm, die wollten was bauen, die hatten ja was gehabt, da wo sie herkamen, und wollten auch hier etwas bauen. Und da haben die sich da so ihr Häuschen abgesteckt. Des müsse mir jetzt in Ordnung bringe. Und da habe ich gesagt: gut, ich messe erst mal auf, wie die angefangen haben, und dann habe ich einen Vorschlag gemacht.

S: Haben die Flüchtlinge wild gebaut?

K: Ja, ja, das war Gelände, was so weit außerhalb vom Ort war. Es gab unter denen auch Junge, die eine Kraft hatten, die wieder zu was kommen wollten, die hatten ja kein Dach über dem Kopf. Und damals gingen auch die Bauleitpläne, der Bebauungsplan, das ging viel schneller. Ich habe dem Bürgermeister dann zwei Vorschläge gemacht, hatte mit dem Bauausschuß gesprochen, da war ein Bauhandwerker dabei, ein Architekt. Ja, das könnten wir so machen, da haben wir die Straßen festgelegt, und in der nächsten Woche hat der Keck schon vermessen. Heut müssen 50 oder 80 Behörden angefragt werden und es

dauert und dauert, und dadurch wird das Bauen so teuer. Damals habe ich alles in Mühlheim, Dietesheim, Lämmerspiel, Obertshausen, Heusenstamm, in Dietzenbach in Buchschlag gegründet. In Buschlag waren noch viele Lücken, Waldlücken, weil die ein anderes Ortsbaustatut hatten. Es war die Latscha-Villenkolonie, da mußte fünf Meter Grenzabstand sein, die Parzellen mußten tausend Quadratmeter haben für ein Einzelhaus. Die Kolonie vom Latscha stammte vom Jahrhundertanfang. [Latscha war eine große Lebensmittelkette mit zuletzt – 1970er Jahre – 250 Filialen im Rhein-Main-Gebiet].

S: Buchschlag, die Jugendstilkolonie, steht heute ja insgesamt unter Denkmalschutz.

K: Ja, und da habe ich all die Waldlücken im Hengstbachtal und im Wald südlich der Straße Zeppelinheim unterteilt. Der Bürgermeister dort hatte das Recht vom Land Hessen, die Bauplätze an die zu vergeben, die sich bei ihnen beworben haben. Da habe ich all die Pläne gemacht und zum größten Teil auch die Messungen. Da habe ich ein paar mal mit Bebauungsplänen die Baubehörde an die Wand gedrängt. Weil die dem Bürgermeister mehr ihren Willen aufzwingen wollten, während ich mehr für die Ortsansässigen gearbeitet habe.

S: Verschiedene Planungskompetenzen liegen heute ja übereinander, konkurrieren auch.

K: Eine Überbürokratisierung.

S: Ich denke, daß da heute schon anders gedacht wird in Sachen Umwelt, beispielsweise.

K: Natürlich, aber damals war es wichtig, den Leuten, die kein Dach über dem Kopf hatten, erst mal ein Dach zu geben. Was hätten die gemacht? Dann hätte es eine zweite Revolution gegeben wenn es damals schon Behörden gegeben hätte, die überall Einspruch erhoben hätten, die Leute hätten erst nach sechs Jahren einen Bauplatz bekommen. Da wäre noch viel mehr schwarz gebaut worden. Nichts hat die Leute abgehalten, da schwarz zu bauen.

S: Mir kommt gerade die Hubertussiedlung von Rembrücken in den Sinn. Ein architektonisches Monstrum. Waren Sie damit befaßt?

K: Hubertussiedlung, das ist ein Fall für sich. Das hat ein Manager gemacht, der so ein bißchen mal in die Architektur hineingerochen hat. Hat dann in Buchschlag angefangen zu bauen, dann in Sprendlingen und auch in Dreieichenhain. Der hat das in seiner Kompetenz gemacht. Er war nicht mein Fall, der T.; Rembrücken, die Hubertussiedlung, das hat er allein gemacht.

S: Diese Hubertussiedlung ist für mich ein Denkmal des krassen Egoismus: Jedes Haus ist anders. Jeder lebt da seinen Eigensinn aus bis zum Gehnichtmehr, die Leute schotten sich voneinander ab, die wohnen wirklich nur noch nebeneinander.

K: Keiner kennt den anderen, es sind alles Fremde die dahin kommen. Dann haben sie nach mehreren Jahren vielleicht auch weiter verkauft weil es ihnen doch zu abseits war.

S: Also, worauf ich hinaus will, wenn ich die Bilder jetzt so sehe, Nieder Roden oder Jügesheim: Da stehen die Häuser nebeneinander, und die Häuser sind ziemlich ähnlich; also ich gehe mal davon aus, daß sie wahrscheinlich so, wie sie tatsächlich waren, Sie sie gezeichnet haben. Nicht jedes ist genau gleich aber...

K: ... aber dort ist der überwiegende Teil in Selbst- und Nachbarschaftshilfe gemacht. Hubertussiedlung, hier, das ist einfach nur aus dem Boden gestampft worden.

S: Gehen Sie heute durch ein Neubaugebiet. Es sieht kein Haus wie das andere aus. Hier steht ein Haus aus Lappland, da steht ein Haus Modell Château, dort steht ein Haus aus der Fertighausfabrik, das ist ganz krass eigentlich. Keiner hat mit dem anderen mehr was zu tun. Nachbarschaft drückt sich nicht mehr in einer Ähnlichkeit der Häuser aus, sondern in einer möglichst großen Unterschiedlichkeit der Häuser. Könnte man in diesen alten Häusern von 1860, könnte man da nicht auch einen Unterschied rauslesen über die Art des Lebens oder des Zusammenlebens der Menschen? Im Unterschied auch zu heute? Ist da nicht auch ein großer Anschauungsunterricht möglich?

K: Ja, die Leute waren alle mehr auf einander angewiesen, auf Nachbarschaftshilfe. Die konnten nicht aus dem Vollen schöpfen, die konnten keinen Bauunternehmer beauftragen: Bau mir da ein Haus, wie

es hier im Offenbacher Westend seit 1880 geschehen ist. Da sind halt die Häuser auf einmal gebaut worden. Aber hier das, peu à peu so eine Straße, da ist vielleicht im Jahr oder alle zwei Jahre mal ein Haus drangebaut worden. Und damals hatte auch noch jeder Ortsbürger in der Gemeinde, wo er bezahlen mußte, auch Anrecht auf Holz gehabt, bekam soundsoviel Holz zugewiesen. Die Leute haben sich gegenseitig viel mehr helfen müssen und haben auch die Familie gekannt, die da baut. Es war entweder der Bub, oder die Tochter, oder ein Schwiegersohn von einem Ortsansässigen.

S: Massiv zu bauen war wohl immer etwas für die, die Geld hatten, was Städtisches?

K: Ja. Da gab es die sogenannten Russenbrennereien, Russen , das waren die roten Backsteine die im Feldbrand gemacht wurden. In Hainstadt sind welche gebrannt worden.

S: Waren die schon nach der preußischen Norm?

K: Ja, 24, 25 cm aber nicht so hoch, die waren früher viel flacher. Aber der Transport... Da war es doch einfacher, aus dem Wald ein paar Balken zu holen. Die konnten ja zum Teil die Fachgeflechte die in den einzelnen Fächern waren, mit Lehm füllen. Es wurden fast im gesamten Landkreis Offenbach keine Massivhäuser gebaut. Wenn mal ein Fabrikchen da war, das war schon eher mal massiv. Schon eher mal eine Mauer, und die sahen immer häßlich aus, denn es war nicht üblich, die zu verputzen.

S: Stimmt es, daß die Fachwerkhäuser so sieben auf elf oder dreizehn Schritt, daß die ursprünglich in Schritten gemessen wurden. Und das das der Zimmermann gemacht hat.

K: Es ist damals schon alles in Zoll gemessen worden oder Klafter.

S: Mit Schritt meine ich, der ist tatsächlich die Strecke gegangen.

K: Das habe ich noch nie gehört. An sich hatten seinerzeit die mainfränkischen Häuser fast alle den selben Grundriß gehabt. Meistens ist ja der Giebel nach der Straße gestellt worden, damit sie nicht soviel Straßenanteil hatten, den mußten sie ja bezahlen. Man ging in den Hof rein, da war der Eingang. In der Mitte vom Haus. Nach vorne war die gut Stub, und hinten dran war eine Kammer.

S: Die Küche genau gegenüber vom Eingang.

K: Ja, und das gab sieben oder acht Meter, je nachdem wie groß sie die Stub nach vorne machen wollten. Oder die Altkammer nach vorne, nach der Straße. Und dann hatten die anscheinend das Recht, für die Küche ein Fenster nach dem Nachbarn zu machen. Meistens war ein sogenannter Reul dort, Reul das ist der Abstand der Dachtraufe, von 25, 30 Zentimetern, wo das Wasser weggelaufen ist. Die hatten damals kein Geld für Dachkandel, das ist alles von der Traufe da runter. Und das ist dann nach und nach allmählich dann befestigt worden, daß das Wasser dann abgelaufen ist.

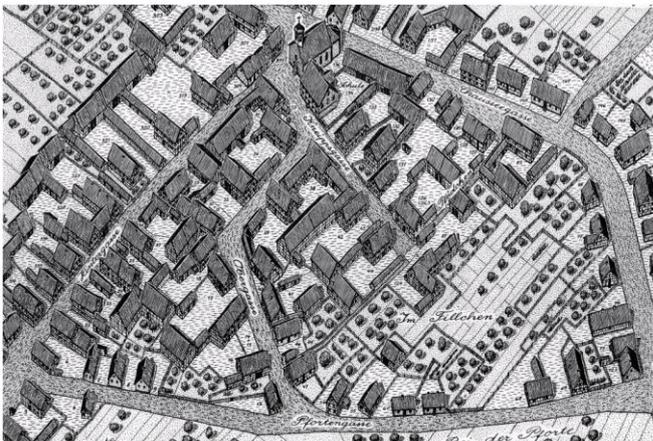
S: Könnte man sagen, daß sich so eine Art von Gemeinschaftsgeist in der bebauten Umwelt ausprägt, so wie eine Straße aussieht, wie die Häuser sich ähnlich sind – auch von gemeinsamer Armut vielleicht.

K: Ja, mit dem Wenigsten das Meiste zu erreichen. Das war eben dieser Einheitsgrundriß. Dann war rechts der Eingang mit einem Fensterchen zum Hof zu, und dann ging die Treppe rauf. Und dann kommt man von vorne aus auch noch in den hinteren Teil, auch der mit einem Vorder- und Hinterzimmer. Und dann war manchmal noch etwas, wo man dann vom Hof aus reingegangen ist, je nachdem wie die dann gerechnet haben, der Altenteil, daß da mal der Opa drin wohnt oder die Oma. Das war eigentlich fast überall das gleiche. Jetzt kam es natürlich aufs Geld an: konnten sie noch Holz dazukaufen, noch höher bauen, oder mußten sie mit dem was ihnen zustand als Ortsbürger auskommen.

S: Die reichen Bauern, haben die eigentlich ..., ich meine, es gibt ja so ganz tolle Fachwerk...

K: Diese Leute hatten meistens irgendwie ein anderes Einkommen. Ich war gerade in Frauenstein bei Wiesbaden, eingemeindet von Wiesbaden, schöne Hofreiten. Das waren schon die Winzer, und das merkt man, daß die Fremdgeld in den Ort gebracht haben, während hier die Bauern in der Offenbacher Gegend, die haben ja alle nur für sich und konnten im Herbst vielleicht mal etwas nach Frankfurt liefern. In die Stadt. Sonst hatten die ja keine Einnahmen. Die am Main gelegen hatten, die hatten oft Korbflechtereie, weil am ganzen Main entlang Weidenanlagen waren, die dann dem Großherzog gehört haben, die sind dann versteigert

worden, dann konnten sie Körbe flechten, konnten mit ihren Körben hausieren gehen. Und dann waren noch so ein paar in Urberach, Töpfer. Anstatt daß sie ihr Museum, das haben sie Töpfermuseum genannt, keiner hätte früher gewußt, was Töpfer heißt, hätte es Dippemuseum genannt. In Frankfurt heißt es ja auch die Dippemess, des wär viel verständlicher gewesen. Es gibt, glaube ich, nur noch einen der e bißche was [irdenes Geschirr] macht, und dann müsse se in Kunst mache. Also: Kunden von außen, die haben fremdes Geld gebracht. Aber sonst konnten die kleinen Bauern hier nur von ihren Erzeugnissen, die auf dem Land gewachsen sind, und da mußten sie immer zu Gott beten, daß es genug geregnet hat.



Zellhausen, Dudenhofen: Wenige Kilometer und ein Wald trennen Zellhausen und Dudenhofen. Den Nachbardörfern gemeinsam ist die Zugehörigkeit zum hessischen Landkreis Offenbach. Was sie hier auf den ersten Blick unterscheidet ist die Siedlungsform, Zellhausen erscheint als ein (eingehegtes) Haufendorf, Dudenhofen als Straßendorf. Die Vogelschaubilder von Lothar Keck vergegenwärtigen uns die Orte, wie sie wahrscheinlich Mitte des 19. Jahrhunderts ausgesehen haben. Das historisch trennende Unterschiedskriterium – hier katholisch / dort evangelisch – entzieht sich der Darstellung.

S: Ich komme ja selbst aus dem Kreis Offenbach und habe als Kind den Eindruck gewonnen, die Dörfer sind auf eine merkwürdige Art ziemlich gleich, aber manchmal sind Nachbardörfer doch sehr verschieden. Ob das an der Mentalität liegt?

K: Religion?

S: Wenn ich mir Ihren Stich von Zellhausen angucke und den von Dudenhofen. Als Sie diese Bilder gemacht haben, haben Sie da einen Unterschied gemerkt? Haben Sie einen Unterschied im Menschenschlag gemerkt? Sind die [katholischen] Zellhäuser „andere“ Menschen als die [evangelischen] Dudenhöfer? Oder wie ist Ihnen da so ein Dorf entgegengekommen?

K: Ich habe mir nicht da die Bevölkerung insgesamt betrachtet, sondern ich habe mir Leute gesucht, die alt waren, die mir Auskunft geben konnten. Manche waren aufgeschlossen, manche hat es gar nicht interessiert. Manche wußten gar nix. Dadurch bin ich ins Gespräch mit den Leuten gekommen.

S: Merkt man an der baulichen, räumlichen Gestalt von Dörfern bestimmte Unterschiede oder eine bestimmte Art zu bauen, mit Raum umzugehen? Gibt es Unterschiede zwischen katholischen und evangelischen Dörfern, wurde da anders gebaut.

K: Die Ortschaften, die ich gezeichnet habe, sind ja so, wie sie um 1850 rum existierten. Und als ich die zeichnete nach 110 Jahren, war das das alte Gerümpel in den Ortschaften. Und es waren viel Fremdlinge dort, weil die Einheimischen sich ein schöneres Haus draußen in der Gemarkung... Ich kam nicht mit der Urbevölkerung zusammen, nur einzelne Veraltete, die sich keinen Neubau errichten konnten, die waren alt und vergrämt und die konnten mir da Auskunft geben wie das früher war. Es ist auch oft von Zufällen abhängig, wie man an jemanden rankommt, der sich einem dann öffnet und sagt, also ich weiß, wie das so war. In Götzenhain, da war ein Schmied, im alten Ort, neben der Kirch, der hat mir dann viel und interessant erzählt. Hat mir auch gesagt, so ein Schmied, der hat ja eigentlich nie Geld gehabt, der mußte den Bauern die Pferde beschlagen, und dann hat er mal e bißche Schlosserei, oder ein Eisen irgendwo eingezogen, und dann mußte er im

Herbst drauf warten, daß er dann Kartoffel oder Gemüse oder sonst was bekommen hat. Der hat mir dann gern und begeistert erzählt. Und als ich dann das nächstemal hingekommen bin, da hat die Tochter gesagt, ja Herr Keck, es tut mir außerordentlich leid, aber der Opa hat sich so aufgeregt, weil Sie ihn nach Sachen gefragt haben, die ihn schon jahrzehntelang keiner gefragt hat. Wie hat desda und desda ausgesehen, der konnt e paar Tag net schlafe. Umgekehrt habe ich in Mühlheim mit einem jungen Mann gesprochen, der viel jünger war als ich, der hat gesagt, ja ich weiß des all, weil ich immer mit meim Opa spazieren gegange bin. So findet man nur Einzelne, die sich erinnern an die Bauart von früher. Und prinzipielle Unterschiede? Ihre Frage: Warum unterscheiden sich Nachbardörfer? Ich habe sowohl katholische, als auch evangelische Ortschaften gezeichnet.

S: Gab es schon mal eine Gesamtausstellung von all diesen Tafeln, eine große Keck-Ausstellung?

K: Ja. im Offenbacher Stadtmuseum. [Zeigt eine Mappe:] Die hat mir meine Tochter Eva zusammengestellt. Hier, da sehen Sie, wie dort zwei großen Räume belegt waren von meinen Bildern. War ein mords Andrang als ich da meinen Vortrag hielt, es war ja erstmalig daß das damals gezeigt wurde. Ich hatte auch schon eine bei der Volksbank in Sprendlingen, dann in Oberrodten und dann in Obertshausen. Das waren also die Ausstellungen, wo ich an die Öffentlichkeit ging.

S: Doch viel Zulauf.

K: In Obertshausen waren sie alle da, weil ich die Obertshäuser alle gekannt hab. Ich habe ganz Obertshausen und Hausen nach dem Krieg vermessen, ich hatte die ganze Industrie am Bauch und habe für die alles gemacht. Die kannten mich alle miteinander. ... [Blättert:] Dasda hab ich für meinen Verein gemacht, den BSC 99, der ist älter als die Offenbacher Kickers. Da bin ich im Alter von 12 Jahren reingekommen und bin jetzt noch drin. Das hier entstand zur 75jahrfeier. Und das [blättert weiter:] ist das einzige Mal, wo ich was für die Industrie gemacht habe, für einen Briefkopf. Dann, hier, Eschborn.

S: Was für eine Verbreitung hat das dort? Werden da Postkarten draus gemacht?

K: Da müßte ich Ihnen folgendes sagen: Sie sehen die hier alle als Kupferbilder. Warum mache ich die als Kupferbilder? Weil heute ja die Reproduktion ein Kavaliersdelikt ist. Es wird alles reproduziert, was einem in die Finger kommt. Und die ist auch so auf der Höhe, daß sie auch die Geldscheine kopieren. Sodaß manchmal die Kopie einer Zeichnung besser aussieht als das Original. Und das wollte ich verhindern, so habe ich sie nur in Kupfertief-Ätzung abgegeben. Was Sie hier sehen ist das Ergebnis von 15 Lebensjahren. Jedes Bild kostet mich etwa gut drei Monate Arbeit, insbesondere die Nachforschung und mein etwas gehandicaptes langsames Zeichnen mit einer Hand. Deshalb konnte ich auch nie ein Lineal benutzen, sondern immer alles freihand.

S: Also, Sie zeichnen das auf ... auf was?

K: ... Transparentpapier. Das kann so leicht doch nicht kopiert werden. [Blättert weiter:] Das hier ist Hainstadt. Was da fehlt, da hat der Herr Schwab meine letzten Bilder geholt, weil sie einen Heimatverein dort gründen wollen.

S: Interesse gibt's also durchaus bei Heimatvereinen.

K: Ja, aber höchstens 20 Leute im Schnitt nehmen so ein Bild. Weil das Bild ja als Einzelanfertigung gemacht wird, ich will es ja nicht drucken. [Blättert:]

S: Nun Froschhausen. Das müßte das „Lamm“ sein, die Gastwirtschaft.

K: Das habe ich noch ein bißchen in einer anderen Perspektive gemacht.

S: Und hier Gravenbruch, eine Trabantenstadt von Neu Isenburg.

K: Gravenbruch, 1963 etwa wurde das angefangen.

S: Da ist das Hofgut Grafenbruch noch mit f geschrieben.

K: Das war die amtliche Schreibweise damals, hier ist es dann schon nach Sprachforschern mit v geschrieben. Die Idee, hier Gravenbruch zu bauen stammt von mir. Meinen besten Auftraggebern, das waren die Gebrüder Rudolf und Karl Gessner, die hier in Offenbach sehr viel Häuser gebaut hatten ..., denen habe ich gesagt: Sie müssen sich immer mit den Gemeinden rumstreiten, die haben alte Fluchtlinienpläne wo die Häuser parallel zur Straße gestellt werden müssen. Sie wollen doch mal frei und großzügig gestalten. Ich habe eine Idee für Sie, hier [in Neu

Isenburg] können Sie vollkommen neu bauen nach eigenen Ideen. Da haben wir dann den Fluchtlinienentwurf gemacht: Der Architekt Hans Stiefken, ein früherer Stadtbaurat von Offenbach und der Diplomingenieur Alex Weber, der viel für die Post gebaut hat und aus Isenburg stammte. Das war der gute Schachzug vom Gessner, Gravenbruch gehört zu Isenburg, also müssen wir da einen angesehenen Architekt von Isenburg haben.

S: Ist das wirklich ein guter Schachzug? Merkwürdig, daß in Deutschland nirgendwo eine wirklich neue Stadt entstehen kann, daß es immer eine Fortsetzung von etwas Bestehendem, einer Gemeinde, einer Stadt ist.



Gravenbruch: Die Grundidee für die „Wohnstadt Gravenbruch“ bei Neu Isenburg kam von Lothar Keck 1958, der für das Waldgelände im Osten der Gemarkung auch die Vermessung durchführte. Gegen Widerstand von Gemeinden in der Region, darunter Frankfurt, wurde Gravenbruch realisiert. Die ersten Bewohner zogen 1963 ein. Dieses Vogelschaubild fertigte Keck 1971 an. Bereits Neu Isenburg war historisch Ergebnis eines Entwurfs; die barocke Planstadt diente seit 1699 der Ansiedlung französischer Hugenotten-flüchtlinge im Sprendlinger Wald, einem Territorium des Grafen Johann Philipp von Isenburg-Offenbach.

K: Gravenbruch ist aber die einzige Stadt in Deutschland, die nicht mit öffentlichen Mitteln gebaut worden ist. Hat alles der Gessner finanziert. Der is zu Ledderfritze [Lederwarenfabrikanten], zum Lacroix, Felten und Guillaume, zum Picard, der die große Lederfabrik hat, ach zu allen möglichen, ist er gegangen: Ich bau Ihnen hier ein Haus. Er hat ja schon den Nachweis gehabt, daß er in Offenbach für viele Fabrikanten was

gebaut hatte: Sie geben mir soundsoviel Geld, bevollmächtigen mich, und ich mach alles für Sie. Alles. Der Unternehmer konnte in seinem Beruf weiterschaffe und Gessner hat alles gemanagt. Und dann ist die erste Straße gebaut worden, und dann die und die. Und dann ist es dahinten weitergegangen. Und das [zeigt:] ist dann das Einfamilienhausgebiet geworden, da hat der Graf von Schönborn nur seine Parzellen verkauft. Da sehen Sie wie das Bild aussieht. Da habe ich auch hier hingeschrieben: nach eigenen Vermessungsunterlagen. Alles selbst, mein Büro gemessen. Hier, das war mir zu schwarz geworden, weil das ja viel größer gezeichnet worden ist, und verkleinert läuft das [in der Reproduktion] dann alles zusammen, da werden die Striche immer dicker, und da habe ich das alles nachher ein bißchen aufgehellt. Mit viel Einzelarbeit.

S: Jetzt blättern Sie schon weiter...

K: Das ist Antibes, das Salzburg, ich wollte nicht nur hessische Ortschaften malen, ich wollte auch mal in andere Kulturen gehen. Das hab ich in Buenos Aires gemacht, da hat mei Tochter Gisela, die Älteste, fünf Jahre lang in Buenos Aires gelebt. Das war ihre Hofreite. Das war in einem sehr guten Vorort, Martinez. Die haben hier auf der Grenze gebaut und hier auf der Grenze. Und hier war das Schwimmbad hintendrin. [Blättert:] Und des ist des Haus wo mei Tochter in Berlin wohnt. Des hier is Murten in der Schweiz, ein sehr interessantes Städtchen, hatte damals die 500 Jahrfeier der Schlacht bei Murten gefeiert. Die friedfertigen Schweizer haben eine Schlacht verherrlicht. Denn hier haben sie Karl dem Kühnen seine ganzen Waffen abgenommen.

Und das [blättert:] da bin ich besonders stolz drauf, weil es einer der schönsten Plätze von Europa ist und es kein Bild gibt, wo alle Seiten auf einmal sind. Und da habe ich lange dran rumgeknobelt um das zu machen.

Hier, Monsieur: ce dessin de la plus belle place de cette ville millénaire. J'ai le dédié à une pure Bruxelloise, ma chère femme Émilienne.

S: Kennen die das in Brüssel, ist das Bild in Brüssel bekannt?

K: Jaja, aber ich will ja da nicht rumreisen und so ein einzelnes Bild abgeben. Wenn ich es einem in Auftrag gebe, der sagt, ach nur ein Bild, da kümmerge ich mich nicht drum, die wollen alle dann Serien haben und so weiter. Ich habe auch etliche dort verkauft auch als Kupferätzung.

Und hier [blättert weiter:] ist die schönste Wohnblockanlage der Welt, wenn man schon Blocks bauen muß. weil das nicht die Horizontal- und Senkrechtarchitektur ist, sondern weil das Landschaftsgestaltung ist. Es liegt am Meer, vom Meer sieht das toll aus, hier ist die Bord-de-mer-Straße von Antibes nach Nizza. Das hat angefangen 1969 und ist erst vor ein paar Jahren fertig geworden.

S: Würde man heute noch so bauen außer in Frankreich?

K: Wenn Sie Massen unterbringen müssen, sieht das auf jeden Fall zehnmal besser aus als alles, was in Spanien gebaut worden ist, wo da ein Klotz, ein Karree neben dem anderen steht; das hier ist elegant... Das ist viel teurer, alles in Kurven. ... Ich hatte mal hier eine Wohnung drin. Was hat der Architekt danach gebaut, was sieht dem ähnlich?

S: In Frankfurt, der Sonnenhügel?

K: Ja, der Sonnenring, wo die Helaba [Hessische Landesbank] bald pleite dran gegangen ist. Mit zwei Milliarden.

S: Ich frage, ob dieses Gebäude nach Sachsenhausen in die Nähe der Sachsenhäuser Warte gehört.

K: Das war jedenfalls damals das Nonplusultra in der ganzen Welt. Der Architekt ist runter nach Antibes und hat das abgekupfert und hat hiernach den Sonnenring gebaut. Nur hat dann der Manager, der auch die Eurotels gebaut hat, der Simpel, der hat das alles auf einmal gebaut. Dann kam eine Rezession und die Wohnungen haben leer gestanden. Im Sonnenring. Und da ist die Helaba mit zwei Milliarden eingestiegen, oder hat drin gehängt, weil sie alles auf einmal gebaut haben. [Mit Blick wieder auf Antibes:] Sie sehen hier: 1969 angefangen und vielleicht 89 war das fertig, in zwanzig Jahren haben sie dran gebaut dort. Da sind Aufzüge drin, die haben immer einen Aufzugsschacht fertig gebaut. Die haben alles untergebracht. Das war der beste Erfolgsschlager für den französischen Wohnungsbau. Hier [zeigt auf einzelne Gebäudeteile:]

waren 25% Ausländer drin, hier 40% hier 50. Hier sind 260 Wohnungen drin.

S: Sozialwohnungen oder Eigentumswohnungen?

K: Eigentumswohnungen, 2, 3, 4, 5 Zimmer. Terrassenwohnungen. Also das ist, möchte ich sagen, das Eleganteste, wenn man schon Blocks bauen muß. Privathafen. Und das [blättert:] ist die Aussicht von meiner Wohnung hier, die wir 20 Jahre hatten.

S: Und Sie haben das verkauft?

K: Das Faszinierende daran war der Blick.

S: Dieser Schwung, dieser Bogen. Wo haben Sie die Perspektive her? Luftbild?

K: Nee, ich habe den Grundrißplan vom Baubüro gehabt, und danach habe ich das gemacht. Sehen Sie, das Quadrat ist hier das Rechteck. Hier habe ich den Grundriß gelassen. Hier habe ich den Grundriß zusammengezogen. Sodaß man alles unter dem Winkel sieht. [Blättert weiter:] Sehen Sie, das ist der Frankfurter Römer, den ich auch mal in der Zentralperspektive gezeichnet habe, spaßeshalber, um zu zeigen, wie der Gesamtblick von Frankfurt ist.

S: Damit sind wir wieder hier in der Nähe. Die Orte am Fluß, sind die was anderes als die anderen? Gut, eine Seite ist meist eine klare Grenze, das ist das Wasser.

K: Die hätten sich sonst zu einem Rundling entwickelt wie Götzenhain, Dietzenbach, Heusenstamm, Offenthal. Orte am Fluß, die haben halt all eine eine glatte Front. Mein Bild von Klein Krotzenburg am Main habe ich zur 800 Jahrfeier dort gemacht. Oft habe ich einen Auftrag von der Gemeinde gekriegt, aber in vielen Fällen nicht. Dreieichenhain hat gar nix defür übrig gehabt, weil dort schon wer weiß wie viele Künstler sind, die Einzelheiten, ein romantisches Eck zum Beispiel, zeichnen, und des ist ja auch viel schneller gemacht und viel billiger. Sehen Sie hier die Straßendörfer. Das war das letzte Große, was ich gemacht habe: Dudenhofen, Giesem [Jügesheim], Weiskirchen. Und Hausen hier, „Hausen hinter der Sonne“. Das ist auch wieder so ein Rundling, und das ist wieder eine ganz andere Perspektive, hier habe ich den Grundriß

gelassen, den kann man immer erweitern, wenn man will, während es hier nach hinten kleiner wird. Das ist eine Zentralperspektive. Das habe ich so konstruiert, daß mein Aufnahmeblatt so war. Deshalb: Hier die Häuser, die treffen sich alle in dem Punkt hier unten, was ja senkrecht ist muß sich in dem Punkt hier treffen, während bei denen alles, was senkrecht ist, parallel ist. Das ist eine Isometrie und das ist eine Zentralperspektive. [Blättert:] Heusenstamm, das habe ich nur für mich gemacht als Kopie, die verkaufe ich gar nicht, denn wenn die draußen sind dann werden sie von Tod und Teufel kopiert. Und der Keck hat die Arbeit gehabt. Wissen Sie, man will ja nicht umsonst arbeiten.

S: Sie haben Ortsansichten ein Standbein für einen Beruf genannt. War's denn wirklich ein Standbein, oder war es nur die Vorstellung von einem Standbein?

K: Ein schwaches Bein.

S: Davon konnte man nicht leben, oder?

K: Naja, wäre das eigentliche Standbein, das Vermessen, nicht eingeschlagen, wäre nichts kaputt gewesen. Und wäre der Kreis Offenbach nicht von hundert- auf dreihunderttausend Einwohner expandiert, dann hätte ich als Landvermesser weniger zu tun gehabt. Dann wäre ich vielleicht schon in ganz Hessen bekannt mit meinen Veduten.

S: Neu Isenburg hier ...

K: ... das hat die Stadt Neu Isenburg bestellt, hat mir einen Zuschuß von 5.000 DM gegeben, ein Auftrag für die 275-Jahrfeier der Hugenotten, das war 1974.

S: Die Stadt hat das Copyright?

K: Das habe ich ihnen noch mal extra verkauft. Sie haben 800 gedruckt, nach 15 Jahren waren die all, dann haben sie weiter gedruckt, ohne mich zu fragen, so ist das halt. Zeppelinheim habe ich deshalb gemessen, weil es da zu Isenburg gekommen ist [1977], weil ich hier auch eine meiner ersten Vermessungen gemacht hatte als Referendar. Hier habe ich das Dienstwohngebäude der Zeppelinreederei, die Villa vom Kapitän Lehmann im Wald vermessen. Es steht auch da drauf: dieser Bauplatz

wurde von mir, dem Zeichner, aus dem Waldverband im Jahr 1938 herausvermessen zur Eintragung ins Grundbuch. Das war ja alles Wald, mittendrin mußte die Parzelle herausgemessen werden. Jetzt ist ja alles bebaut. Und hier, das war der Luftschiffhafen Rhein-Main, der da noch viel weiter weg war, da steht die Entfernung, so und soviel, mit den Hallen, die nur drei Jahre gestanden haben, dann sind sie abgerissen worden. Und das ist die Größe eines Zeppelins, der dann hier reingezogen worden ist. Die sind dann mit einer Mannschaft am Seil festgehalten worden, der Zeppelin ist dann hier dran befestigt worden, und hier auf den Gleisen haben sie ihn dann so gezogen, wenn der Wind schwach genug war, daß er hier in die Halle reinkonnte.

S: Mein Vorschlag, Herr Keck: Wir klappen die Sammlung mal zu, ich habe noch einige andere Fragen: Wenn nicht Offenbach, wo wäre ein Ort, wo Sie sonst auf Dauer hätten leben wollen?

K: Wir wohnen das halbe Jahr an der Côte d'Azur und das andere halbe Jahr, seitdem ich mich vom Vermessungsgeschäft zurückgezogen habe, hier in Offenbach. Meine Frau hat die ersten 24 Jahre ihres Lebens nur französisch gesprochen, dann haben wir geheiratet und sie hat dann gleich Offenbacherisch gelernt, Hessisch. Sie hat nie einen Tag auf einer Schulbank gesessen, um Deutsch zu lernen. Und sie möchte auch mal wider so e biß je, weil sie sehr kontaktfreudig ist, in ihrer Muttersprache sprechen, und fühlt sich da unten genauso wohl wie hier. Ich bin da unten doch ein Eingepackter, und dadurch, daß unser Familienleben hier stattfand, hier sind alle Kinder geboren, die sind in die Schule gegangen. Durch die Kinder haben wir viele andere Eltern kennengelernt, insbesondere meine Frau, die sich mit jedem unterhalten kann, die besser die Offenbacher Geschichtchen kennt. Ist wahrscheinlich sowieso mehr Frauensache; mich interessiert es nicht, aber ich höre gern zu. Sie fühlt sich dort unten in Südfrankreich auch wohl, aber nicht so, weil wir doch zu spät, zu alt in den Zeitwohnsitz runtergekommen sind. Dann ist es so: in diesen Gebieten wird man nie solche Wurzeln fassen wie hier. Mei Frau hat gut ihre Wurzeln hier gefaßt, sie ist richtige Deutsche geworden hat auch gesagt: meine Kinder sollen nicht in einem Land groß werden und sich woanders hingezogen fühlen. Sie sin Offenbacher. Also ich selbst fühle mich hier

am wohlsten, bin hier mit 12 in den Sportverein gekommen, habe meine Schulkameraden von der Volksschule und Oberrealschule, die immer weniger werden, habe in Darmstadt studiert, und auch als ich in Darmstadt studierte, habe ich mich immer am wohlsten daheim in Offebach gefühlt. Bin hier in Offebach mit meinen Freunden ausgegangen, aber nicht in Offenbach, sondern?

S: In Oberrad?

K: Naa, in Sachsehouse, wissen Sie, in Sachsehouse. Wenn man nicht soviel druffhatte, hat Einemarkfuffzisch für Sekt un Weiber genügt. Des gab zehn Äppelwoi – neun Äppelwoi für ihn, einen für sie. Des kennt mer sich als Student erlaube. Und da warn wir immer lustig in Sachsenhausen. Etwas, was es halt in Offenbach nicht so gab.

S: Wie ist überhaupt Ihr Verhältnis zu Frankfurt? Frankfurter haben ja ihre eindeutige Meinung von den Offenbachern.

K: Ach, des beruht auf Gegenseitigkeit. Was ist denn ein Frankfurter, was ist denn ein Offenbacher? Du lieber Gott, das ist halt nur, wenn man so ein bißchen kitzeln will. Eine Neckerei.

S: Ist da nix dran?

K: Nein, da ist nix dran.

S: Wir haben ja vorhin mal geredet über die Verschiedenartigkeit der Städte, wie sie früher mal gedacht waren. Frankfurt wurde gedacht als Geldstadt und Offenbach ist dann irgendwann mal als Industriestadt großherzoglich von Darmstadt aus ab 1820 „entwickelt“ worden.

K: Natürlich macht sich das bemerkbar. In Offenbach gibt es kaum Leute, die viel Interesse an der Heimatkunde haben. Es war immer eine Durchlaufstadt, so wie die Wohngebiete von Frankfurt, ob das Bockenheim, Bornheim oder Unterliederbach ist. Wenn Sie dort mal einen Raum von 100.000 Einwohnern nehmen, und würden da mal die Heimatkunde erfragen, die kennen alle nur das bißchen, was das Zentrum von Frankfurt ist. Aber von ihrer eigenen Heimat, von Bockenheim oder Bonames, wissen die fast alle nix. Das ist halt nur das Zentrum hier. Ich sage immer, das beste an Offenbach ist die Vorstadt, die wir haben, die Vorstadt im Westen. Und das ist? Frankfurt!

S: Also so rum sehen Sie das. Was wäre denn die Stadt in Deutschland wo Sie sagen würden, die ist aus Ihrer Sicht die Schönste? Von der Baugestalt her, vielleicht eine spezielle Lage, oder von den Leuten her.

K: Da gibt es viele schöne Städte, Heidelberg ist eine schöne Stadt, dann das Flair von Baden-Baden. Da gibt es so viele schöne Orte. Wissen Sie, ich hatte nie viel Zeit, mich länger aufzuhalten. Ich hatte ja, nachdem ich selbständig wurde, erst mal sieben Jahre geschafft von Montagmorgen bis Sonntagnachmittags. Und hatte nie Zeit viel fortzugehen. Nachher haben wir natürlich viel Urlaube gemacht und sind viel in der Welt herumgereist, aber da nicht in Deutschland. Wir wollten die Welt erst mal sehen. Ich mußte als Geometer doch mal feststellen, ob die Welt wirklich rund ist. Wir sind immer wieder an den Nabel Offenbach zurückgekommen. Eine schöne Stadt finde ich auch Salzburg, weil Salzburg wirklich auch so einen Geruch hat der Weltstadt, es ist da immer was los. Ich hab's auch gezeichnet, das Salzburg, das kam vielleicht auch daher, daß ich mit meiner Frau meinen ersten Urlaub in Salzburg gemacht habe. Und mir dort ein Salzburger Kollege, den ich im Krieg kennengelernt hatte, uns beiden jungen Leuten damals seine Heimatstadt Salzburg mit einer Liebe gezeigt hat, daß wir immer wieder begeistert hingegangen sind.

S: Wenn Offenbach heute von Frankfurt eingemeindet würde, wie würden Sie da reagieren?

K: Offenbacher sind immer kleinkariert, des is so, wie wenn der kleine Hund mit dem großen pisse gehe will. Un er kann s Baache net hebe, wie mer so hessisch sagt. Wenn der Nachbar was hat, wollen wir es auch, denken die Offenbacher. Und können es nicht. Die sollen doch sagen, wir sind nur ein Sechstel so groß, also können wir uns auch nur ein Sechstel erlauben. Es ist doch alles nur eine Geldfrage. Wir können uns net einen Oberligaverein erlauben.

S: Wäre eine Eingemeindung ein großer Schaden, oder wäre das für Offenbach ein Gewinn?

K: Ach, wir würden zu einem Stadtteil absinken, so wie Bornheim...

S: ... allerdings wäre Offenbach dann der größte Stadtteil.

S: Also, wenn heute die Politiker eine Entscheidung fällen würden, daß Offenbach von Frankfurt eingemeindet wird.

K: Das würde mir gar nix ausmachen.

S: Sind Sie so gar kein richtiger Lokalpatriot? Ich habe das ein bißchen anders gesehen die ganze Zeit. Ein kämpferischer Offenbacher, das sind Sie gar nicht.

K: Nein, nein, das geht nicht, weil die Mittel nicht da sind. Offenbach wird erdrückt von dem Übergewicht von Frankfurt.

Ich will Ihnen nur noch mal diesen Plan [Klein-Krotzenburg] zeigen. Das will ich jetzt erstmalig machen: Ich will die ganze Gemarkung darstellen, wie die 1846 vermessen worden ist. Das ist Blatt 1, Klein-Krotzenburg mit all den Namen der Gewanne, der Fluren, der trigonometrischen Punkte, mit Liebfrauenheide undsoweiter.

S: Hier das Gewann „Im höllischen Loch“, direkt neben der Liebfrauenheide [Wallfahrtskapelle, Gründungsgeschichte datiert 1620].

K: Sehen Sie, das ist uraltes deutsches Sprachgut und zum Teil durch die Flurbereinigung kaputt gemacht. Die haben neue Flurnummern, ein neues Wegenetz, und haben dabei nicht so kleine Gewanne gemacht, so sind halt die Gewannamen weggefallen. Aber jeder vom Ort, der einen Acker hat, sagt: das ist im höllischen Loch, den mache mer erst im Herbst, und dann gehn wir in in die mittlere Gewann aufs Ratsfeld. Des war dene ihrn Ortsplan, des war dene ihr Welt.

S: Höllisches Loch? Die Liebfrauenheide ist doch was Frommes, da wird doch gebetet.

K: Da ist vielleicht irgendwie mal was passiert, das da mal was kaputt gegangen ist...

S: .. und hier ist noch ein anderes Gewann „Höllisch Lache“, das wäre ein kleiner Weiher.

K: Naß. Dann hier: „In der langen Erle“, „Bahnholz“, uraltes Kulturgut, das hat Hunderte, vielleicht tausend Jahre so geheißten. Katzenbuckel, Hausplatz, Goldacker, das soll einer dann weiter nachforschen, was das für die Heimat zu bedeuten hat. Sehen Sie hier: „Das Bruch“ nahe dem „Höllischen Loch“ [Blättert:] Sehen Sie, das ist der obere Teil davon,

Katzebuckel, und hier, das ist mein Vogelschaubild von Hainstadt 1848. Sehen Sie da ist noch eine Insel Wörth [im Main] bei Hainstadt. Es hat alles seine Bedeutung. Das „Kämmerchen“, hier haben sie wahrscheinlich früher mal ein Wasserreservoir gehabt. Und das war der Mühlbach, der die Mühle in Hainstadt getrieben hat. Und hier war im Mittelalter mal ein Hof gewesen. Der Schönfelder Hof. Die Woogwiese, Woog wie in Darmstadt. Und das wird dann verkleinert, und das will ich dann auch veröffentlichen, endlich mal.

S: Als Buch?

K: Zuviel Arbeit, da bin ich zu alt, das bringe ich nicht mehr hin. Da habe ich schon zwei Jahre dran gearbeitet, immer mal. Weil mir auch das Zeichnen nicht so leicht fällt.

S: Wie kommt denn so eine Grenzziehung zustande? Erbrecht, oder?

K: Tja, das ist dann ja flurbereinigt worden, da ist ein ganz anderes Wegenetz gelegt worden, bis auf die Wege, die befestigt waren, die bleiben mußten; der Schönfelder Weg existiert heute noch. Und hier im Wald selbst hat sich ja wenig geändert.

S: Das ist ja wohl nach 1803 und nach der Waldneuverteilung? [Säkularisierung der Benediktinerabtei Seligenstadt, Verteilung des vormaligen klösterlichen Grundbesitzes an umliegende Ortschaften].

K: Die [Karte der] Waldverteilung ist von 1820. Die Gemarkung Klein-Krotzenburg, dann ist Hainstadt hier, und über Hainstadt hinaus geht der Wald von Klein Krotzenburg. 1820 sind die Allmendfelder verteilt worden, die Gemeinden haben viel Wald gekriegt, der Wald – das war Raubbau, die Wälder haben alle scheußlich ausgesehen. Da gibt es eine Reisebeschreibung aus dem Jahr 1810 von einem, der durch die Allmendfelder der Biebermark [auch Biegermark], der Klein-Auheimer Mark und der Rödermark gefahren ist: Das sieht aus wie eine Mondlandschaft. So schlecht war das in Schuß. Die Bauern, das war ja denen ihr Kohlerevier, da haben sie ja das Brennholz geholt. Da konnte jeder rausholen, was er wollte, da haben dann Geometer hier die ganzen Felder aufgeteilt ein Großteil kam an die Gemeinde, haben auch manche Allmendfelder aufgeteilt an die Ortsbürger. Da gibt es eine schöne Beschreibung hier im Stadtarchiv, zur Biegermark haben zehn

Gemeinden gehört: Bieber, Offenbach, Bürgel, Rumpenheim, Heusenstamm... Und jetzt hatten diese Gemeinden alle Anspruch auf ein Allmendfeld, und es sind in Offenbach nur die alten Ortsbürger genommen worden, nicht die Hugenotten, die sind ausgeschlossen worden. Sonst hätte Offenbach viel mehr Anteil vom Allmendfeld kriegen müssen. Das ist proportional zwischen den alteingesessenen Bürgern aufgeteilt worden innerhalb der einzelnen Gemeinden.

S: Wieviel Jahrhunderte mußte man denn da schon gewohnt haben?

K: 1820 ist die Aufteilung gemacht worden. Bis 1828 hatten die Französisch-Reformierten eine eigenständige Gemeinde in Offenbach. Da war eine klare Trennung möglich gewesen, erst ab 1828 waren auch sie Offenbacher Ortsbürger, aber die Aufteilung war ja vorher gemacht worden. Da gab es natürlich großen Streit unter den umliegenden Gemeinden, denn die Offenbacher hätten gerne mehr gehabt. Aber die Hugenotten haben nichts gekriegt. Und die haben damals schon 130 Jahre hier gelebt.

S: In Neu-Isenburg hat man bis spät ins 19.Jahrhundert noch französisch gesprochen, galt als offizielle Amtssprache.

K: Ähnlich hier in Offenbach; ein Oberschultheis war für die deutsche und die Französisch-reformierte Gemeinde zuständig. Und die die Französisch-Reformierten hatten bis 1828 Französisch als Sprache gehabt. Also noch 130 Jahre, nachdem sie hierhergekommen sind.

S: Wo steht für Sie das schönste Haus in Offenbach?

K: Mein Bürohaus Dickstraße 20. Betrachten Sie das einmal: 1910 gebaut. Dann eine große Fabrik, Bismarck- Ecke Waldstraße. Es gibt noch viele andere schöne Häuser, aber sehen Sie, das ist mein Lokalpatriotismus.

S: Ihr Haus und Ihr Verein? Aber die Stadt Offenbach ist Ihnen fremd geworden...

K: Nein, weil hier dieser ungesunde Wettbewerb ist, der Kleine will mit dem Großen mithalten und kann's nicht. Und das bringt alles in Verzug. Was gibt's über Frankfurt für eine Literatur, da habe ich jetzt noch ein Buch für die Frankfurter 1200jahrfeier [1994] gekriegt. Die machen

etwas dafür, es ist aber alles von dem Geld von den anderen, die sie eingemeindet haben. Denn die haben Höchst eingemeindet und haben Fechenheim eingemeindet und haben denen ein Schwimmbad versprochen, haben sie erst 30 oder 40 Jahre später gebaut. Das Geld haben sie alles fürs Zentrum verwandt, ein Zentrum kostet halt etwas. Dabei merkt man Frankfurt ganz deutlich an, daß da nie ein monopolistischer Fürst gelebt hat. Denn wir kennen gut Brüssel, die haben tolle Straßen da. Alleen. Wir kennen gut Paris, da wo eben Kerle waren, die sich über alles hinweggesetzt haben, und haben einfach die Durchbruchstraßen gemacht, die heute als schön empfunden werden, weil sie Luft in die Stadt bringen.

S: Haussmann?

K: Boulevard Haussmann. Das ist alles auf Kosten des Umlands, wie Frankfurt schon immer gelebt hatte. Die hatten ihre Befestigung. Und die jungen Leute vom Landkreis Offenbach mußten dort schaffen an den Befestigungen. Wenn nicht, dann durften sie keine Zuflucht in Frankfurt [nehmen]. Sehen Sie, es ist halt alles Machtpolitik, und nur mit der Zusammenfassung kann man etwas Großes bauen. Wenn es nur von den Einzelnen sein soll, das wird kein Ensemble... [Blättert:] Ich zeige Ihnen noch einmal das Bild von Offenbach. Offenbach 1849. Ich hatte zur Offenbacher Tausendjahrfeier [1977] das mittlere obere Bild gemacht. Nur den mittelalterlichen Kern. Die alten Straßen, das alte Fischer- und Bauerndorf. Ich wollte an sich Offenbach ja nie ganz machen, weil mir das zuviel Arbeit war. Es war zu groß. Es wären insgesamt neun Bilder geworden. Aber: Ich habe immerhin ein Viertel der Orte im Landkreis gemacht. Habe viel mehr Gemeinden glücklich gemacht, daß die neun Offenbach-Bildern.

S: Dann sind Sie praktisch ein Offenbacher Delkeskamp?

K: Ja, gewissermaßen. Und ich hatte hier das Glück, Offenbach ist eine Stadtgemeinde gewesen, die ein Archiv hatte, das ein bißchen verwaltet worden ist. [In manchen Dörfern dagegen,] da waren auf dem Dachboden, in einem verstaubten Stand, da waren die alten Akten, und Sie kamen dreckig zurück, wenn Sie da drin gewühlt haben. Und keiner wußte Bescheid. Bis Sie dann irgendwann mal einen Beamten des Staatsarchivs beauftragt hatten, das Gemeindearchiv zu ordnen. Aber

hier in Offenbach hatte ich wesentlich mehr Unterlagen. An Bildern, an Zeichnungen, die schon immer gesammelt worden sind. Es gab immer ein Gewerbeverein, der hatte 1846 eine Ausstellung und hatte ein Verzeichnis der Geschäfte.

S: 1846. Also 25 Jahre nach dem Erlass aus Darmstadt, wie Offenbach – quasi gegen Frankfurt – entwickelt werden sollte.



Offenbach Innenstadt: Eine Lebensader Offenbachs war 1849 bereits die Frankfurter Straße. Diese Darstellung gibt u.a. Auskunft über Existenzformen und Lebenswelten. Die Stadt hatte damals rund 11.000 Einwohner. Das baulich verdichtete Quartier am Paradeplatz, später Aliceplatz, war das Viertel von Handwerkern wie

Korbmacher, Grob- und Feinschmiede, Weißbinder sowie von Ladengeschäften in reicher Vielfalt. Fabrikationsstätten für Lederwaren, Spielkarten, Posamentierwaren, Seife, Kattun und sogar ein Pfeffernuss- und Lebkuchenbetrieb findet man auf dem Plan. Auch Ämter und Behörden fehlten hier nicht. Im Grunde hat Offenbach sein Geschäftsviertel, längst bereichert um die ubiquitären Kaufhäuser, bis heute hier behalten. Die neunteilige Offenbach-Ansicht hat Lothar Keck zur 1000jahrfeier der Ersterwähnung seiner Heimatstadt im Jahr 1977 angefertigt.

K: Ja, da gab es also den Gewerbeverein Offenbach. Und 1846 waren in Offenbach über tausend Betriebe, natürlich darunter auch 50 Schuster, die alle drauf gesehen haben, daß an der Stadtgrenze von Offenbach keine Fabrikschuhe reingekommen sind. Da konnte ich das alles orten, wo die Einzelnen geschafft haben, ihre Fabrik hatten. Es gab kaum eine Stadtgegend, wo nicht irgendein Betrieb war. Wie sie nach dem letzten Krieg gesagt haben: das ist Wohngebiet, das ist Gewerbegebiet – es war fast alles Mischgebiet. Bis auf den reinen Villenvorort von Offenbach hier nach dem Westen zu, Tulpenhofstraße, Körnerstraße, Parkstraße,

Dreieichring. Das war damals schon das Villengebiet. Aber das ist wie in Frankreich auch, in Paris, im Marais. Das war ein Gebiet von Leuten, die im weiten Frankreich Geld hatten. Und die hatten da in Paris schöne große Grundstücke, und dann ist denen das Geld ausgegangen, und dann ist die Industrialisierung in das Maraisquartier gekommen, denn sie haben die Parzellen verscherbelt, verschnibbelt, und dann sind Industriegebiete draus geworden.

S: Wohl auch Handwerker- und Kleingewerbe-Ansiedlungen?

K: Ja. Weil sie immer nur ein Stück verkauft haben, um davon zu leben. Das sehen Sie auch hier. Die sogenannten Lustgärten: Das ist die [Offenbacher] Kaiserstraße, die hieß damals Canalstraße. Und das da [zeigt auf den Plan von Offenbach:] ist die Frankfurter Straße. Des ist die Waldstraße, des ist die Bieberer Straße, das Machtzentrum war schon da – das da war die Kaserne, und jetzt ist es Finanzamt. [Zeigt auf den Stadtplan von Frankfurt:] Aber hier überall noch im Stadtkern waren die schönen großen Lustgärten von Frankfurt. Sie sehen, auch am Main war noch keine Straße. Das waren alles Ufergrundstücke, die direkt an den Main angestoßen sind. Die Mainstraße war noch nicht vorhanden, es gab nur eine Untermainstraße, das da war die Speyerstraße und die Obermainstraße, die hier hinten anfing.

S: Und diese Brücke?

K: Das ist die Schiffsbrücke. Auf Booten war das, da gab es einen Brückenwärter. Wenn ein Schiff kam, ist die Brücke beseite gefahren worden. [Mit Blick wieder auf Lothar Kecks Offenbacher Plan:] Und in diesem Buch der Ausstellung von 1846 sind alle Betriebe, und auf welchem Grundstück sie waren. Da habe ich sie dann hier [in den Offenbach-Plan] reingeschrieben. Dann sind auch noch alle Behörden und Anstalten benannt worden. Post war damals ja noch privat. Hat einem gehört, der hat für den Thurn und Taxis gearbeitet, hat damals 22 Gäule gehabt. Die sind alle aufgezählt. Und alle Amtsinhaber sind mit dem Namen genannt. Auch alle Schulen, Polizeipräsident, da gabs noch einen Eichmeister, einen Gemüsemesser. Net nur Landmesser, sondern auch Kartoffelmesser. Auch Hospitäler. Das christliche Hospital hat weniger Personal gehabt als das jüdische Hospital. Die waren schon weiter, die hatten schon ein Badehaus auf ihrem Grundstück, was

vielleicht auch religiös bedingt war. Und da habe ich hier noch aufgezählt, da alle Leute benannt sind, wieviele hier zum öffentlichen Dienst gehört haben. Da kommen auf 11.000 Einwohner 111 Leut: Lehrer, Polizeibeamte, Flurschütz. Ein Prozent; entsprechend hat auch die Verwaltung weniger gekostet. Und da sind immer alle Eigentümer. Hier alle Betriebe, summarisch eintausend. Und dann im Außenbezirk hingeschrieben, wo sie waren. Das da war der Kernpunkt von Naphtol-Chemie, später gehörte das zu den Farbwerken Höchst, hat anfangs aber dem Dr. Sell gehört, der hat damals schon Kerosin und Mineralfarben gemacht. Das Stück gehört eigentlich – daß ich den Plan rechteckig machen konnte, das Stück von dem schwarzen Stück hier, das gehört eigentlich – da oben dran. Da hab ich des da unne hingesetzt, weil da sowieso keine Häuser waren, damit der Plan net noch um die Breite größer wird. Sonst ist alles einheitlich so zusammen. Sehen Sie, alle Kirchen sind drauf, hier die Schnupftabakfabrik von den Gebrüdern Bernard. Heute haben sie den Büsingpalais wieder aufgebaut, der eigentlich erst 1899 oder 1902 von einem Schwiegersohn d'Orvilles als Büsingpalais ausgebaut worden ist.

S: André, Musikverlag, Notendruckerei, Mozart...?

K: Die war hier. Und das ist in die Anlage da beim Rathaus gefallen, und da haben sie jetzt so ein paar Platten, Solnhofener Schiefer, Kalkplatten, wo da so ein paar Noten drauf waren. Da war mit Fettfarbe draufgezeichnet, und das Fett hat die Farbe angenommen.

S: Wissen Sie, wo die Solnhofener Platten noch verwendet wurden?

K: In der Kartendruckerei, bei den Landkarten.

S: Aber noch in einer völlig anderen Branche, die aber mit Offenbach viel zu tun hat.

K: Lederwaren?

S: Ja, das sind die sogenannten Schärfsteine. Darauf wurden die Taschen gemacht. So dick etwa, acht bis zehn Zentimeter Darauf wurde gearbeitet von den Potefeuellern.

K: Ja, ja, die Babscher. Sehen Sie, da gab es hier [deutet auf einzelne Straßen und Häuser im Plan:] Lederlackierfabriken und

Buntpapierfabriken. Das hier sind die Lagerhäuser, die die Stadt Offenbach mit der Bürgerschaft gebaut hatte, als die Frankfurter Messe von Frankfurt abgezogen wurde [Frankfurt gehörte nicht zum preußischen Zollgebiet, wohl aber das Großherzogtum Darmstadt und somit Offenbach]. Die sind 1828 gebaut worden.

S: Jetzt ist hier wohl das Deutsche Ledermuseum.

K: Ja, 1828 gebaut, und dann haben sie leer gestanden. Und sie hatten die Unkosten zu tragen, die Zinsen für die Bausumme. Da gegenüber war und ist auch noch das Zollamt. Es war damals schon als Ensemble gebaut worden, um eben die Handelsleute von Frankfurt abzuziehen.

S: Eine lange nachwirkende Kränkung für Frankfurt. Wie war das: Offenbach hat keine Stadttore?

K: Offenbach hatte Stadttore. Eins war hier, wenn Sie die Bieberer Straße hier runter kommen, dann hatten sie hier am Aliceplatz ein Stadttor, durch die Geleitsstraße sind die meisten durchgefahren. Und dann sind hier auch noch benannt: die Oktroy-Häuser, wo der Zoll erhoben wurde. Da war eins hier an der Landesgrenze. An fünf Stellen war das etwa. Und dann hier an der Brücke war auch ein Oktroyerheber, der auch gleich Brückengeld genommen hat. Um die Orientierung zu ermöglichen habe ich hier noch, ganz leicht gestrichelt die Bahn eingetragen. Die Bismarckstraße. Das ist die Bahn Frankfurt-Bebra. 1873 ist die eröffnet worden, und da war das alles noch Feld. Die Kaiserstraße ging bis an die Geleitsstraße, und hier war alles Feld. Und da ist dann der Bahnhof gebaut worden. Durchs Feld mußten Sie an den Bahnhof.

S: Wie in Frankfurt auch, weit vor der Stadt zunächst mal.

K: Und hier sind Fabrikbauten. Im Landkreis waren kaum Fabriken. Es gab in Oberroden eine Klenganstalt, eine Samendarre, wo die Tannenzapfen gewärmt wurden ...

S: ... die die Zellhäuser Schoopflicker angeliefert haben. [Mehr darüber [hier](#)]

K: Die Zellhäuser, die sind auf die Bäume hoch, nach dem Krieg sind sie noch nach Tirol. Und Klenganstalten soll's noch zwei oder drei in Deutschland geben. Des Samengut bringt nämlich nix ein.

S: In Wolfgang bei Hanau gibt es noch eine staatliche Samendarre.

© Text: Heinz Schilling. Interview 1994. Überarbeitet 2012